

Sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Markus Kirchgessner,

ich freue mich sehr über die Einladung, hier heute Abend einige einführende Worte zur Ausstellung „Canudos“ zu sagen. Erstens, weil es sich um hervorragende Arbeiten handelt. Zweitens, weil das Thema der Ausstellung mir einen willkommenen Anlass lieferte, mich von Neuem mit einem tollen Buch zu beschäftigen: „Os Sertões“ des brasilianischen Autors Euclides da Cunha ist ein Leseerlebnis, wie man es in seiner Intensität und verstörenden Komplexität nur mit wenigen Büchern im Leben hat. Ich vermute, dass es Markus Kirchgessner ähnlich gegangen sein muss, denn er machte sich auf, den Schauplatz der Ereignisse, die das Buch schildert, mit seiner Kamera zu erkunden.

Um zu verstehen, was ihn dorthin – an das vermeintliche Ende der Welt – getrieben hat, lassen Sie mich zunächst das Buch vorstellen und die Ereignisse, die darin berichtet werden.

Wählen wir dazu zunächst die große Perspektive: 1822 erklärt Dom Pedro I. Brasiliens Unabhängigkeit von Portugal. Das Kaiserreich dauert bis 1889. Ein Jahr vor dem Ende nutzt Pedros Enkelin, die Regentin Dona Isabel, einen Kuraufenthalt ihres Vaters, des zweiten Pedro, zur Beendigung der Sklaverei – als letztes Land der westlichen Welt vollzieht Brasilien diesen Schritt. Das Land ist des Monarchen – trotz all seiner Erfolge – überdrüssig, die Sklavenbefreiung entzieht dem Kaiser die Unterstützung der Großgrundbesitzer, und bereits im Folgejahr bereitet ein Militärputsch der Monarchie ihr Ende. Mit Hilfe der Militärs entsteht die Republik. Die freigelassenen Sklaven vermehren noch das Heer der bitterarmen, land- und perspektivlosen Habenichtse, die das Landesinnere durchwandern. Brasilien ist von Anfang an eine geteilte Nation: wenige reiche Küstenstädte liegen wie Inseln weit verstreut in einem Staat von den Ausmaßen eines Kontinents; bei geschätzt 13,5 Millionen Einwohnern ist die Zahl der höher Gebildeten etwa 8000. Diese leben an der Küste und harren auf jedes Schiff, das Zeitungen und Bücher aus Europa bringt, von wo sie ihre geistige Nahrung beziehen. In ihrem Rücken ein ihnen unbekanntes Land, bevölkert von den Nachkommen der Ureinwohner, versprengter Europäer und entlaufener Sklaven.

Wählen wir nun die enge Perspektive und fokussieren ein Geschehen, das sich vor diesem Panorama im äußersten Nordosten des jungen Staates vollzieht. Ein seltsamer Heiliger, Antonio Maciel, wandert seit Ende der 60er Jahre durch den Sertão, die ärmste aller armen Gegenden Brasiliens, predigt, baut und repariert Kirchen und hilft den Armen, ihr kärgliches Leben zu

organisieren. Während der großen Dürre 1877 explodiert der Ruhm dieser messianischen Gestalt geradezu, er erhält den Beinamen, unter dem er überall bekannt wird: der **Ratgeber**, Antonio Conselheiro. Seine Gefolgschaft wächst in den folgenden Jahren stetig, im Jahr der Sklavenbefreiung sprunghaft, und er beschließt, eine Stadt zu bauen: in Canudos, einer brachliegenden Fazenda, gründet er Belo Monte, das er nach eigenen Gesetzen regiert. Conselheiro selbst lebt in strengster Askese, verbietet seinen Anhängern die Zivilehe und jedes Privateigentum. Er organisiert ein funktionierendes Sozialsystem; eine „katholische Wache“ sorgt für die Einhaltung von Recht und Ordnung. Alkohol und Prostitution sind verboten. Binnen 2 Jahren wächst die Stadt auf 30 000 Einwohner, denen es gelingt, sich im lebensfeindlichen Umfeld des Sertão mit allem Nötigen zu versorgen.

Dieser Freistaat ist den Regierenden an der Küste ein Dorn im Auge. Gut meinende Kommentatoren behaupten, der bald laut werdende Vorwurf, Conselheiro sei ein Monarchist und allein deshalb eine Gefahr für die junge Republik, sei von denen, die ihn vorbrachten, tatsächlich geglaubt worden. Andere Interpreten halten dies für einen Vorwand. Je nach eigener ideologischer Heimat legen sie andere Gründe vor: der religiöse Wahn des Ratgebers beunruhigte die Vertreter der Amtskirche ebenso sehr wie die wissenschaftsgläubigen Positivisten, die soeben ihre Maxime „Ordnung und Fortschritt“ auf die Flagge der Republik geschrieben hatten; der Erfolg seines proto-kommunistischen Wirtschaftens bedrohte die Besitzenden. Was es auch sei – nichts davon erklärt befriedigend die Barbarei, mit der man Canudos und dem Ratgeber ihr Ende bereitete.

Das Gemetzel, um das es geht, wäre heute vergessen, hätte man nicht einen unbekanntem Militäringenieur und Teilzeitjournalisten gebeten, die letzte Phase des Krieges am Ende der Welt zu protokollieren – embedded journalism ist keine Erfindung der Amerikaner. Euclides da Cunha widmet sich dieser Aufgabe mit Inbrunst. Statt tagesaktuell Bericht zu erstatten, nutzt er seine Beobachtungen als Teilnehmer der Kampagne, um auf hunderten von Seiten eine einzigartige Fallstudie vorzulegen, in der in einer nüchternen, zuweilen beinahe wissenschaftlich-technoiden Sprache *Wirklichkeit entsteht*. Eine Wirklichkeit, die seinen gebildeten Landsleuten unbekannt war und die sie, als das Buch 5 lange Jahre nach dem Massaker erscheint, so sehr in ihren Bann zieht, dass es binnen Tagen zum Bestseller wird. Da Cunha wird danach nichts mehr von Belang schreiben, Os Sertões allerdings, das vielfach mit den Lusiaden und anderen Nationalepen verglichen wird, sichert ihm seinen Platz im Olymp.

Was lesen wir dort – und was bewegt einen deutschen Photographen, über 100 Jahre später den Weg in die Wüste anzutreten? Die Ereignisse in aller Kürze: Nacheinander schickt die Regierung der jungen Republik vier militärische Expeditionen aus, um sich des Ratgebers zu bemächtigen und

seine Anhänger zu zerstreuen. Nummer eins scheitert kläglich, die Angegriffenen verlieren etwa 150 Mann, die Armee derer 10 – Grund genug für die verbliebenen, sich lieber zurückzuziehen. Beim zweiten Anlauf dominiert immer noch die Geringschätzung des Gegners: jetzt sollen es 600 Mann richten, unterstützt durch ein paar Kanonen. Ihre Niederlage entsetzt die Verantwortlichen, zumal die Anhänger des Ratgebers reichlich Waffen erbeuten. Nun macht man Ernst: ein ganzes Regiment, 1200 Mann, bewaffnet mit deutscher Technologie – schauernd beschreibt De Cunha die entsetzlichen Krupp-Kanonen und ihre Wirkung – und angeführt von einem berühmten General, dem seine im Namen der Republik begangenen zweifelhaften Heldentaten den Beinamen „Kopfabstecher“ beigebracht hatten. Aber der General hat keine Ahnung von Guerilla, und das Land selbst – Wassermangel, Hitze, Staub, Dornen – zermürben seine Truppen. Ergebnis: ein toter General, ein heillos in die Steppe fliehendes Heer, noch mehr Waffen in den Händen der Aufständischen.

Dann kommt die vierte Expedition, die, an der da Cunha beteiligt ist. Etwa 10 000 Soldaten, neue Kanonen von Krupp und Skoda, vier Monate Belagerung, Hunger, Seuchen, dann endlich fällt Canudos. Der Ratgeber ist wenige Tage zuvor offenbar an der Ruhr verstorben. Man gräbt ihn aus, fotografiert ihn, hackt ihm den Kopf ab und nimmt ihn mit, zwecks phrenologischer Untersuchung des „Wahnsinnigen“. Die überlebenden Bewohner des Ortes werden bis auf etwa 2500 umgebracht. Man schneidet geschätzt 20000 Menschen die Kehle durch, denn es muss eine Todesart sein, die als unehrenhaft gilt. Jedes einzelne Gebäude der Stadt wird bis auf die Grundmauern zerstört. Die 2500 Überlebenden – nur Frauen und Kinder – werden an die Soldaten verschenkt und an Bordelle verkauft. Auch unser Autor erhält einen Jungen, den er allerdings freilässt und dem er in den folgenden Jahren eine gute Ausbildung verschafft.

Nichts soll von Canudos bleiben, der Stachel sitzt tief, erst recht, nachdem de Cunhas Buch erscheint und die Gräueltaten des Militärs anprangert. Das geht so weit, dass noch Jahrzehnte später – Brasilien wird gerade wieder vom Militär regiert – eine Talsperre so angelegt wird, dass sie den Ort überschwemmt und so endgültig vom Antlitz der Erde tilgt.

Die Bedeutung des Buches "Os Sertões" für die brasilianische Kultur liegt hier: es ist zugleich eine Selbstkritik der Nation und ein Versuch nationaler Selbsterkundung. Es stellt den Beginn einer brasilianischen intellektuellen Bewegung dar, die auf die Überwindung der Europafixiertheit zielte, darauf, sich mit der eigenen Bevölkerung im Hinterland zu befassen und sie in eine Nationalkultur einzugliedern.

Und die Bedeutung für uns? Vielleicht die Mahnung daran, wie dünn die Decke der Zivilisation ist, die sich scheinbar so beruhigend über den menschlichen Hang zur Barbarei breitet. Betrachten wir

den Fall Canudos: soziale Missstände erzeugen Druck; der kanalisiert sich als religiöser Extremismus; und den bombt man aus, mit westlicher Technologie und ohne jemals auch nur einen Versuch gemacht zu haben, miteinander zu sprechen. Canudos? Oder Afghanistan? Irak? Syrien? Und auf welcher Seite stehen wir? In den Köpfen ist Kabul ist von Berlin nicht weiter entfernt als damals Canudos von Rio.

Und die Bedeutung für einen deutschen Fotografen des 21. Jahrhunderts? Sie liegt nicht so ohne Weiteres auf der Hand. Ohne mit Markus Kirchgessner darüber gesprochen zu haben, wage ich dazu abschließend eine Vermutung:

Fotografie wird – mit Ihrer Erlaubnis vergrößere ich die Sache ein wenig – gern gesehen als die Selbstabbildung der Wirklichkeit, als die adäquate, die Eins-zu-eins-Abbildung. Es ist das Foto als Beweis: *So ist es*, so ist es gewesen, *das* ist passiert. Euclides da Cunha selbst liefert in seinem Buch einen schönen Beleg für diese Konzeption des damals immer noch jungen Mediums:

„Bei Tagesanbruch hatte eine zu diesem Zweck eingesetzte Kommission den Leichnam des Antonio Conselheiro entdeckt. Er lag in einer der nahe beim Hafen stehenden Hütten. (...) Sorgfältig exhumierten sie den Körper – dieses kostbare Andenken, die einzige Belohnung, die einzige Kriegsbeute, die diese Auseinandersetzung zu bieten hatte – und trafen alle Vorsichtsmaßnahmen, um zu verhindern, daß er auseinanderfiel. (...) Später fotografierten sie ihn und fertigten in der vorgeschriebenen Form ein Schriftstück an, das seine Identität bestätigte; denn die ganze Nation mußte felsenfest davon überzeugt sein, daß dieser schreckliche Feind endlich aus dem Weg geräumt war.“¹

Erst das Foto besiegelt die Niederlage des Staatsfeindes. Es bezieht die Macht dazu eben aus jener Überzeugung, dass es den Betrachter mit Fakten konfrontiere. Gleichzeitig wird deutlich, dass es das nur in Verbindung mit Sprache kann: Erst durch das hinzugefügte Zertifikat wird das Bild zum Beweis. Eigenartigerweise verwendet Susan Sontag² in ihrem Standardwerk zur Ästhetik des Mediums Fotografie ausgerechnet diese Szene aus „Os Sertões“, um unser Vertrauen in fotografische Bilder zu untersuchen: die Beharrlichkeit dieses Vertrauens vor allem, aller theoretisch fundierten Skepsis zum Trotz. Die Wirklichkeitshaltigkeit des Bildes entsteht, das wissen wir spätestens seit Bourdieu, lediglich als Effekt. Und dieser Effekt, das behaupten zumindest die Soziologen, bedarf der Sprache.

Kirchgessner verzichtet auf Sprache. Wir bleiben allein mit den Menschen, Tieren, Schauplätzen, die uns in den ebenso brillanten wie kargen Barytabzügen begegnen. Klassische Reportagefotografie, Leica-Format, die Negativränder mit kopiert, leuchtendes Weiß, atmendes Schwarz. Eine Fotografie, die uns mitnimmt an unbekannte Orte, in fremde Welten, und die uns zeigt, *wie es dort ist* (s.o).

¹ De Cunha, Euclides: Os Sertões. (1902) dt: Der Krieg am Ende der Welt, Frankfurt, Suhrkamp 1996

² Sontag, Susan: Über Fotografie. Frankfurt 1980, S. 184

Klassische Reportagefotografie, Leica-Format, die Negativränder mit kopiert, leuchtendes Weiß, atmendes Schwarz. So, ohne Text, beweisen sie nichts. Als Titel liefert der Autor den Namen eines Ortes, sonst nichts, nicht einmal ein Entstehungsjahr. Die Bilder erzählen keine Geschichte, die einen Anfang hätte, eine Handlung, ein Ende und vor allem – einen präformierten, für alle Betrachter verbindlichen Sinn. Nur der Name, oder die Namen: Sertão, Canudos. Nur wer diese Spur aufnimmt – so wie ich es hier versucht habe – erschließt sich die Spannung, die diese Bilder aufmachen. Und er findet in dieser Spannung: Die Präsenz des vergeblich Ausgelöschten. Aber auch: die Fortdauer des Elends. Gebrochene Versprechen auf ein besseres Leben. Aber auch: die luftleere Schönheit einer Welt aus Licht und Staub. Und Menschen. Menschen von einer Art, die entgegen der Voraussage da Cunhas keineswegs ausgestorben sind, sondern stolz, nachdenklich, fröhlich und trotzig das Ende der Welt besetzt halten.

Ihnen, verehrte Anwesende, wünsche ich Viel Vergnügen damit, den Menschen dorthin zu folgen und ihnen in Kirchgessners Bildern zu begegnen!

Jochen Dietrich, im August 2013